

Norbert Gstrein

Das Grab des Lebendigen

Zu Franz Nabl und Miroslav Krleža

*Every man I've met who's been to war, that is this war, seems
to have lost youth and faith in man.*

F. Scott Fitzgerald, 1917

Es sind Einsame, in der Regel ganz und gar Vereinzelte, die Figuren in den beiden posthum erschienenen Auswählerzählbänden von Franz Nabl, den von Peter Handke herausgegebenen *Frühen Erzählungen* von 1975 und den *Meistererzählungen* von 1978, Figuren aus einer untergegangenen Welt oder gar aus einer Welt, die es nie gegeben hat, einer Märchenwelt auch, allerdings einer, in der das Wünschen kaum einmal geholfen hat. "Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute ...", aber leben können sie nicht, und daher bekommt man als Leser, kaum daß das Leben an sie herantritt, augenblicklich Angst um sie, man weiß, sie werden bald sterben, von ihrem Autor zu Mord oder Selbstmord getrieben. Es ist bezeichnend, daß die Geschichte, in der sich ein scheinbar ausweglos verstricktes Liebespaar nach einer zusammen verbrachten Nacht buchstäblich in letzter Sekunde entschließt, doch nicht gemeinsam aus dem Leben zu treten, den Titel *Komödie* trägt, geradeso, als könnte das Ausbleiben der naturnotwendigen Tragödie nichts anderes sein als nur das.

Franz Nabls Roman *Die Ortliebschen Frauen*, der es verdient, noch einmal vom Staub der Literaturwissenschaft befreit zu

werden und in die Buchhandlungen zu kommen, hieß bei seinem ersten Erscheinen 1917 *Das Grab des Lebendigen*, und genau das könnte auch als Motto über seinem Werk stehen. Obwohl es keine direkte Anspielung darauf ist, liegt es nahe, darin auch eine Metapher für die langsam vor sich hinsterbende Doppelmonarchie zu sehen, in der er zu schreiben begann, und man muß nicht lange nach einem Grund suchen, warum später den Nationalsozialisten, so sehr sie ihn auch zu vereinnahmen versuchten und so sehr er sich vereinnahmen ließ, sein Titel mißfiel. Erkenntnis? Selbsterkenntnis? Jedenfalls war das ursprünglich im Berliner Verlag Egon Fleischel u. Co. erschienene Buch von 1936 an umbenannt und trug erst wieder in der bei Styria 1976 publizierten Ausgabe die alte Bezeichnung.

Irritierend ist, beim Lesen der Erzählungen feststellen zu müssen, daß sich die vor dem Ersten Weltkrieg erschienenen, wenn es nicht ausnahmsweise klare Markierungen gibt, und die nach dem Ersten Weltkrieg erschienenen nur schwer auseinanderhalten lassen. Sofern es nicht überhaupt ein Offizier oder, noch besser, ein ehemaliger Offizier ist, der im Mittelpunkt steht wie in *Der Fund* (1937), überrascht es nicht, wenn der Held neue Nachbarschaft bekommt und "ein pensionierter Oberstleutnant ... mit seiner achtzehnjährigen Tochter ... als Gutsherr" einzieht wie in *Der Schwur des Martin Krist*, oder wenn sich ein Mädchen, das er kennenlernt, als "die Tochter eines verwitweten pensionierten Offiziers" herausstellt wie in *Charakter* (beide 1911). Schwur, Charakter, Offizier, aber auch verwitwet oder pensioniert sind dabei durchaus Signalwörter, ist damit einerseits doch ein deutlicher Hinweis auf die zugrundeliegenden Werte gegeben,

Begriffe wie Ehre und Anständigkeit, auf die ein heutiger Leser kaum mehr unbefangen reagieren kann, und wirken die Figuren andererseits immer schon wie post festum, auch wenn nicht klar wird, welches Fest es gewesen sein soll und sich der Verdacht aufdrängt, daß es nie eines gegeben hat.

"Zwischen der Zeit, in der wir jung waren, und heute liegt ein Abgrund, dessen Ränder nicht einmal fest sind, sondern der stündlich weiter um sich frißt", schreibt der knapp zehn Jahre ältere Hugo von Hofmannsthal 1926 in *Vermächtnis der Antike*. "Das Begrenzte, auf dem allein wir geistig zu fußen vermögen, ist im Begriff, sich zu verflüchtigen wie Rauch; das Unmeßbare, die indefinite formlose Materie unserer Welterfahrung, überflutet den Bezirk unseres Daseins." Zu behaupten, Franz Nabl habe diesen Abgrund nicht gesehen, geht ohne Zweifel zu weit, aber es ist wahrscheinlich nicht falsch zu sagen, daß gerade sein Versuch, ihn zu überbrücken, den Hintergrund für seine künstlerischen und schließlich auch politischen Zugeständnisse bildet. Wenn es keine Mitte mehr gibt, muß das Festhalten daran fragwürdig sein und macht einen die Sehnsucht danach, so verständlich sie vielleicht sein mag, verführbar für unhaltbare oder sogar haltlose Versprechen eines irgendwo noch auffindbaren Idylls. Ob man es will oder nicht, die moderne Welt sieht anders aus: Wo Heimat gewesen ist, droht das Exil, wo es Gewißheiten gegeben hat, sind es in Zukunft bestenfalls Mutmaßungen oder konkurrierende Wahrheiten, wo ein Boden war, ist die Bodenlosigkeit oder der dann tatsächlich nicht mehr überbrückbare Abgrund.

Beim Lesen von Franz Nabl habe ich immer an ein Bild denken müssen, das der erst einundzwanzigjährige Aleksandar Tišma in seinem Tagebuch mit schmerzhafter Klarsicht beschreibt. "Es war eine nicht ganz saubere Ansichtskarte", heißt es dort unter einer Eintragung mit der fast schon symptomatischen Überschrift *Auf dem Marsch, 28.5.1945*. "Sie zeigte einen Marktplatz. Mittendrin eine hohe Kirche mit zwei schlanken, rosetten geschmückten Türmen. Zu beiden Seiten der Kirche eine Mauer mit Kuppeln, die Kapellen oder irgend etwas anderes darstellen konnten. Vom Marktplatz senkt sich eine Straße zum Betrachter hin. Niedrige Häuser einer kleinen Stadt. Durch die Straße jagt eine Postkutsche mit zwei kräftigen Pferden. Ringsum die Bürger, Kinder, Frauen, Männer. Und all das unter einer dünnen Schneedecke. In der linken oberen Ecke steht: Fröhliche Weihnachten und ein glückliches Neues Jahr." Damit ist alles evoziert, und er bräuchte gar nicht fortzufahren: "Der Anblick dieses gewöhnlichen Bildes erfüllte mich mit Schauer und preßte mir die Kehle zusammen. Erinnerung? Sehnsucht? Es zeigt all das unwiederbringlich Verlorene, um das ein Teil von Thomas Manns gespaltener Persönlichkeit trauert ..."

Dasselbe ließe sich auch für Franz Nabl sagen, vielleicht mit dem Zusatz, daß es nicht nur ein Teil seiner Persönlichkeit ist, die darum trauert, und tatsächlich kommt einem der "Verarmte und Arbeitslose", der in der Erzählung *Der Fund* "nicht allzulange nach dem ersten Weltkrieg" eine Briefftasche findet, die Beweise enthält, daß ihr Besitzer, der stellvertretende Bürgermeister einer Stadt, in dunkle Geschäfte verwickelt ist, nicht nur von Anfang an wie ein

Relikt aus dieser Zeit, sondern in vielem tatsächlich vor wie das Alter ego des Autors. Zumindest hat der eindeutig Sympathien für ihn, soll doch allein schon die äußere Beschreibung nahelegen, der "einfache, aber gut genähte Anzug", der "alle Übertreibungen der Mode vermied", daß man es mit einem ehrlichen, rechtschaffenen Menschen zu tun hat, einem früher einmal besser Gestellten, den die Zeitläufte wahrscheinlich ohne eigenes Verschulden ins Unglück gebracht haben. Jedenfalls kommt für ihn gar nicht in Frage, die Papiere, die er in die Hand bekommen hat, zu durchsuchen, "weil ererbte und während der Kindheit und Jugend treu bewahrte Anschauung", wie es heißt, "solch eine Handlungsweise trotz aller Not und Entbehrung vollkommen ausschloß". Ausgeschlossen ist in dieser Haltung aber nicht, daß er einen Widersacher von hinten erschießt, den Hauptschriftleiter einer Zeitung, der ihn beleidigt und nicht auf seine Forderung nach Genugtuung in einem Duell eingeht, einen als charakterlos geschilderten Mann, der in allem als die Inkarnation der neuen Zeiten erscheint. Symbolisiert in dem korrupten Politiker und dem karrieristischen Journalisten, wird die bürgerliche Welt als verrottet dargestellt, und wenn sie eine Zukunft haben will, das scheint der Schluß zu sein, kann sie die nur in ihrer Vergangenheit finden.

Es gibt einen Autor, dessen Anfänge auch in die österreichisch- ungarische Monarchie fallen, der aber alles andere als ein österreichischer Autor ist und der einen Roman mit ähnlichen Motiven, allerdings wie in einem Hohlspiegel verzerrt, geschrieben hat. Die Rede ist von dem kroatischen Autor Miroslav Krleža und seinem großen Roman "Ohne mich",

erschienen ein Jahr nach der Erzählung von Franz Nabl und wie diese nach dem Ersten Weltkrieg angesiedelt. Auch darin geht es um die Verkommenheit der bürgerlichen Welt, aber ihr entgegengehalten wird nicht eine ideale Sehnsuchtswelt aus der Vergangenheit und deren wie schein-tote, weit über ihre Jahre hinaus alten Protagonisten, weil ihre Verkommenheit und deren Verkommenheit ineins fallen. Der unaufhaltsame Niedergang des Erzählers, eines Advokaten eines großen Industriekonzerns in der Provinz, beginnt damit, daß er seinen Generaldirektor öffentlich bezichtigt, eine kriminelle Handlung begangen zu haben, als er nach Kriegsende angeblich in Notwehr vier Bauern erschossen hat, die in seinen Weinkeller einbrechen wollten. Von da an gibt es für ihn kein Halten mehr, sein Fall ist besiegelt, die feine Gesellschaft schließt die Reihen und sorgt dafür, daß er ausgeschlossen wird und Freunde nur mehr im Gefängnis findet und in seiner zeitweiligen Geliebten, einer "Schiffbrüchigen besonderer Art", von der es heißt, sie "hatte drei oder vier Ehen hinter sich, mehrere Selbstmorde in ihrer Nähe, bei denen sie - so sagte man - eine verhängnisvolle Rolle gespielt hätte". Die Forderung nach einem Duell, die auch hier auftaucht, quittiert er mit Verachtung, und er hat für die Vertreter der neuen genauso wie für die der alten Zeit mit ihren überkommenen Formen nur Spott und Hohn übrig, auch wenn er sich ihnen selbst so lange unterworfen hat.

"Als ich dann innehielt, um endlich Ordnung in mein Leben zu bringen und nüchtern zu erkennen, was eigentlich mit mir los war, stellte sich heraus, daß sich da im Spiegel ein hinfälliger Greis mit Zahnfleis-schwund und tiefen Ringen

unter den Augen betrachtete, ein komischer, aufgequollener Sack mit verfettetem Hals und Nacken und einem vom Fett der Kapaune aufgeschwemmten Doppelkinn", sagt er in einer der Stellen, die ihn in seiner barocken Schimpflust zu einem Vorläufer der Thomas-Bernhardschen Menschenfeinde machen. "Diese traurige Erscheinung eines glatzköpfigen, feisten Dummkopfs hält einen hölzernen Spielzeugsäbel in den Händen, in dem Wahn befangen, daß dieser brüchige Holzspan ein Rapier der lautersten moralischen Gesinnung sei, mit dem man die Fahne verteidigen und für Ehre und Recht gegen eine ganze Zivilisation zu Felde ziehen könne."

Das Habsburgerreich hat in Miroslav Krleža seinen späten, aber wohl bittersten und wortmächtigsten Gegner gefunden, und während Franz Nabl die alte Welt zu retten versucht, ist sein Schreiben ein großer Abgesang darauf. Obwohl sie beide als Untertanen seiner apostolischen Majestät in Wien geboren werden, der eine 1883 in Lautschin, nordöstlich von Prag, als Sohn eines Domänenrates der Herrschaft Thurn und Taxis, der andere, dessen Vater Verwaltungsbeamter war, 1893 in Zagreb, ist der Hintergrund nur auf den ersten Blick vergleichbar, der offensichtliche Unterschied aber viel wichtiger: Hier der Deutschsprachige, der in Niederösterreich und Wien aufwuchs und seine Zugehörigkeit zumindest damit nicht in Frage stellen mußte, dort ein Angehöriger der "slawischen Völker", der sich vor dem Ersten Weltkrieg im Zweifelsfall als Serbe bezeichnete, nur um nicht als Kroate und damit als Österreicher zu gelten.

"So liegt denn das eigentliche Problem darin, daß wir Sklaven sind und daß die Literatur diesen Sklaven keine nebulösen Visionen irgendeiner großen Vergangenheit vorgaukeln darf, auf der zwangsläufig, logisch, eine sehr große Zukunft aufzubauen wäre", schreibt Krleža in seinem Tagebuch. "Falsche Propheten verkünden die Ankunft des Messias im Waggon der III. Klasse, der unaufhaltsam 'in Rauch, in Feuer, in Blut, in Wahnsinn' hineinrast."

Es ist ein Zufall und dann wahrscheinlich doch wieder keiner, daß sich manche seiner Anmerkungen zur Literatur, die er während des Ersten Weltkriegs notiert, wie unmittelbare Repliken auch auf Franz Nabl lesen, wenn er sich etwa über "belletristische Gestalten" ausläßt, deren "äußerste Leistung ihrer Erkenntnis der resignierende Gedanke an den Tod oder an Selbstmord darstellt", und dann sagt, "das Pathos dieser Masse kopflloser Dulder verdiente anstelle dieser heute massenhaft eingeschliffenen Instrumentierung *eine gänzlich andere und neue Methode der Beschreibung*". Er beklagt einen "Kult des Todes und des Leidens" und schreibt an anderer Stelle von einer "aufgeblasenen Lüge ... diese Lüge unserer literarischen Gruft, in der die Mumien österreichischer Generäle, Bane und Illyrer liegen". Vor Kriegsbeginn zuerst in einer Kadettenanstalt in Pécz und dann in der Militärakademie in Budapest, erinnert er sich später an diese Zeit: "Ich las Tolstoj, Petöfi und Ibsen, schrieb Gedichte und war dabei, die letzten inneren Bande, die mich noch mit Österreich und dem österreichischen Militärwesen verbanden, zu zerreißen."

Für die Figuren in Nabls Erzählungen, insbesondere für den Arbeitslosen in *Der Fund*, gilt eher das Gegenteil. "Erzählen Sie mir eine Kleinigkeit aus Ihrem früheren Leben ...", bittet ihn der stellvertretende Bürgermeister, nachdem er von ihm seine Briefftasche zurückerhalten hat. "Sie waren Offizier?" "Ja", sagt er, und dann heißt es, "Etwas Ähnliches habe ich vermutet", und darüber befriedigt, "Und wie ist es dann weitergegangen?" Die Antwort ist resigniert, "So wie bei zehntausend anderen", und als er darauf zu hören bekommt, "Aus der Welt können nicht alle verschwunden sein", erwidert er nur, "Ich bin ja auch noch da."

Das erinnert mich an ein Bild, das ich in der illustrierten Geschichte des Ersten Weltkriegs von AJP Taylor gefunden habe. Es zeigt einen Zug Berittener auf einem ebenen, leicht verschneiten Feld. Grashalme stechen durch die dünne Schneedecke, und der Horizont ist fast nicht erkennbar, ein kaum merklicher Übergang in einen weißen Winterhimmel. Es könnte in Flandern sein, zu Anfang des Krieges, ehe sich die Fronten festgefressen haben, es könnte in Pannonien sein, aber noch bevor man genauer hinschaut und die Helme mit den Federbüschen erkennt, weiß man, es ist wahrscheinlich irgendwo in Galizien, und sie ziehen Richtung Osten. Sie scheinen schon tagelang unterwegs zu sein und werden wohl tagelang so weiterreiten, verloren in der sich nach allen Seiten gleichförmig ausdehnenden Landschaft, und man ertappt sich bei der Vorstellung, daß sie am Rand der Scheibe sang- und klanglos hinauskippen aus der Welt, wie Zinnsoldaten, oder sich im immer diffuser werdenden Licht auflösen wie Gespenster. Es mag Wunschdenken sein, aber es ist doch auch

Mitleid dabei, ihnen bei ihrem Verschwinden zuschauen zu können, und es hat etwas zutiefst Melancholisches, sich die Frage zu stellen, was sie da eigentlich machen, sie sind da, als wären sie immer schon dagewesen, eine Geisterarmee, die sich selbst überlebt hat und dem Fluch unterliegt, das zu tun, wofür man sie einst aufgestellt hat, obwohl gleichzeitig hinter ihrem Rücken ihre Welt zerbricht oder schon zerbrochen ist. Die Legende daneben sagt "Austrian cavalry searching in vain for the enemy", und in diesem Zustand könnte man sie für alle Ewigkeiten einfrieren.

Es ist einer von Kafkas vielleicht hellsichtigsten und gleichzeitig blindesten Träumen, mit denen sich das Bild augenblicklich wieder aus seiner vermeintlichen Zeitlosigkeit löst und tief in die finsterste Zukunft hineinkippt, sein "Traum von der Schlacht am Tagliamento", den er als letzte Tagebucheintragung zum Jahr 1917 notiert. Auf einer Hochebene, an einem ganz anderen Schauplatz, stehen dort vor vielen aufgeregten Zuschauern Österreicher Italienern gegenüber, und er schreibt, daß sie in Bedrängnis kommen und schon Verzweiflung und Flucht einsetzen. "Da erscheint ein preußischer Major, der übrigens die ganze Zeit über mit uns die Schlacht beobachtet hat, aber wie er jetzt ganz ruhig in den plötzlich leer gewordenen Raum tritt, ist er eine neue Erscheinung", fährt er fort. "Er steckt zwei Finger von jeder Hand in den Mund und pfeift, so wie man einem Hund pfeift, aber liebend. Das Zeichen gilt seiner Abteilung, die unweit gewartet hat und jetzt vormarschiert. Es ist preußische Garde, junge stille Leute, nicht viele, vielleicht nur eine Kompanie, alle scheinen Offiziere zu sein, wenigstens haben

sie lange Säbel, die Uniformen sind dunkel. Wie sie nun an uns mit kurzen Schritten, langsam, gedrängt vorbeimarschieren, hie und da uns ansehen, ist die Selbstverständlichkeit dieses Todesganges gleichzeitig rührend, erhebend und siegverbürgend."

Der Traum könnte immer noch ein Alptraum sein - bis zum letzten Satz, den wir mit unserem späteren Wissen nur fröstelnd zu lesen vermögen: "Erlöst durch das Eingreifen dieser Männer erwache ich."

Da ist es eine Ironie der Geschichte, daß sich ein Vierteljahrhundert später beim Vormarsch der Wehrmacht nach Polen und Rußland samt den "Sonderkommandos" in ihrem Gefolge viel zu viele nicht vorstellen konnten, daß die Berichte von den Greueln, die sie zu Ohren bekommen hatten, tatsächlich stimmten. Sie schoben ihre Flucht so lange auf, bis es zu spät war, so sehr war ihr Vertrauen von dem Bild des anständigen preußischen Offiziers aus dem Ersten Weltkrieg geprägt. Damals war die Okkupationspolitik auch noch nicht antisemitisch gewesen, im Gegenteil, sowohl bei der deutschen als auch bei der österreichisch-ungarischen Armee wurden Juden häufig bevorzugt behandelt, weil sie entweder deutsch sprachen oder mit ihrem Jiddisch als Vermittler zur slawischen Bevölkerung auftreten konnten.

Im Internet kann man ein Photo von Franz Nabl und anderen "deutsch-österreichischen Dichtern" finden, wie sie nicht lange nach dem "Anschluß" vom Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung empfangen werden, doch wenn ich darauf verweise, soll es nicht bei einem aufgeregten

Fingerzeigen oder einer müden Pflichtübung bleiben. Das Urteil ist schnell gefällt, aber was mich für mein Schreiben mehr interessiert, ist, eine Erklärung zu finden, oder wenn schon keine Erklärung, so doch eine Annäherung daran, wie jemand, der mir auf einem Photo von 1911 entgegentritt wie mein eigener Großvater und der hinter den Figuren seiner Bücher oft genug als der Mensch aufscheint, als den ihn in seinen späteren Jahren viele jüngere Grazer Autoren offensichtlich geschätzt haben, auf diesem anderen Bild vertreten sein kann. Es ist so vieles zugedeckt, angesichts des längst schon wohlfeilen und allzu häufig selbstzweckhaften Alarmgeschreis der üblichen Verdächtigen unter den Schriftstellern, das für politisches Engagement gehalten wird und insbesondere unter manchen Vertretern der heimischen Literatur weit über sein Verfallsdatum hinaus en vogue ist, daß ich mir manchmal vorstelle, welches Bild ein Eremit aus Neufundland oder Patagonien von unserer Welt bekommen müßte, wenn er einerseits nur deren Bücher und andererseits die erschütternden Bücher von Imre Kertész oder Jorge Semprun lesen könnte und sonst keine Information hätte, was er dann sehen würde vom realen Terror des Dritten Reichs und vom Leben - sagen wir - in Wien in den späten achtziger und den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts und der es begleitenden literarischen Todesfolklore. Wenn es eine Verantwortung des Schreibenden gibt, dann unter anderem die, vor diesem Blick zu bestehen, ein Nazi ist etwas anderes als ein "Nazi" im Sandkastenspiel der Literaturprovinz oder ein "Nazi", der bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit über die Bühne des Burgtheaters irrt, weil sich das immer gut macht, wenn einem sonst nichts

mehr einfällt, und man darauf vertrauen kann, daß das geduldige Publikum es sich schon irgendwie zusammenreimen und noch das offensichtlichste Machwerk im Zweifelsfall für Kunst halten wird. Es ist eine andere Folklore als die von Miroslav Krleža zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts beschworene, aber nichtsdestotrotz eben Folklore, ob spezifisch österreichisch oder nicht, und seine damalige Forderung nach einer gänzlich anderen und neuen Methode der Beschreibung läßt sich, wenn auch mit anderem Ausgangspunkt und anderem Ziel, heute genauso oder vielleicht noch dringlicher erheben.

Es war der kleine Grazer Stiasny Verlag, der in den sechziger Jahren Miroslav Krleža dem deutschen Leser mit einer ganzen Reihe von Büchern zugänglich gemacht hat, und wie Sie vielleicht wissen, hat Ivo Andrić hier einen Teil seiner Studienzeit verbracht und 1924 an der Karl-Franzens-Universität promoviert. Neben Danilo Kiš und Aleksandar Tišma sind das die beiden ohne Zweifel wichtigsten jugoslawischen Schriftsteller, aber die Verbindung der Stadt mit dem Nachbarland im Süden ist nicht nur wegen solchen Kontakten nie ganz unterbrochen gewesen und setzt sich sichtbar fort in der großzügigen Aufnahme, die der aus dem belagerten Sarajevo geflohene Dzevad Karahasan in Ihrer Mitte erfahren hat. Jugoslawien gibt es nicht mehr, es ist buchstäblich vor unseren Augen zerfallen, aber das Werk dieser Autoren ist immer noch zu entdecken und wiederzuentdecken, und ich bitte Sie, es nicht als Brüskierung zu verstehen, wenn ich den schon existierenden Vorschlag, diesen Preis alternierend mit einem nach Ivo Andrić benannten zu vergeben, erweitere und Sie

frage, ob Sie den Franz-Nabl-Preis nicht umbenennen wollen in
Miroslav-Krleža-und-Ivo-Andrić-Preis der Stadt Graz.